

Am Rheinfall [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

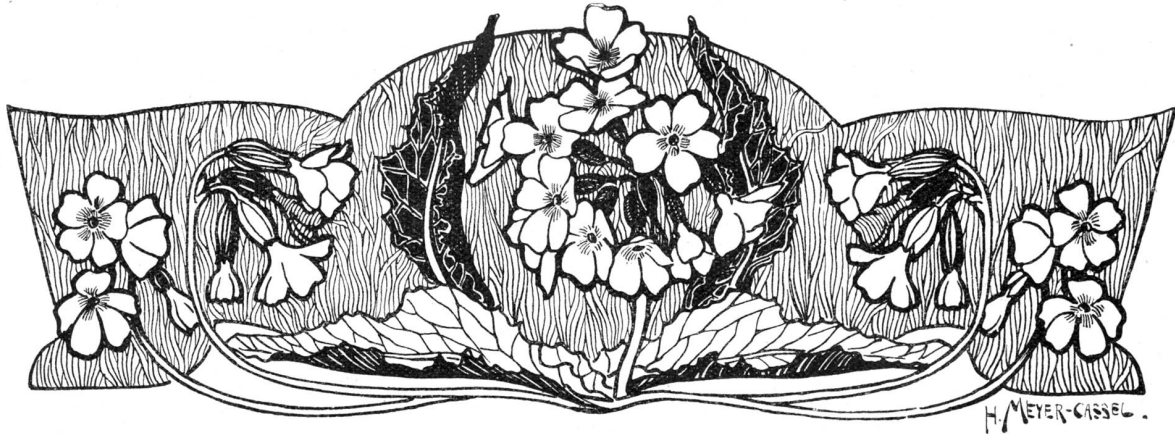
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573187>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Am Rheinflall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von **Georges Speck**, Schaffhausen.

V.

Das Fest von „Maria Himmelfahrt“ fiel auf einen Sonntag, einen Sonntag mitten im August.

Hamann sah aus dem Fenster seiner Kammer in den Hof hinunter, wo die Schloßleute sich versammelten zum Kirchgang. Die Mägde trugen ganze Bündel von allerlei Heilkräutern, die sie in Wiese, Feld und Wald gesammelt hatten und die sie nun nach der Kirche brachten, wo sie am Himmelfahrtstage geweiht wurden nach altem Brauch.

Es hatte sich in der Johannisnacht manch Pärchen zusammengefunden; die gingen nun gemeinsam zur Kirche, wo sie ihre Kräuter weihen ließen. Es war dies gleichsam die öffentliche Anzeige, daß sie sich lieb hatten und daß sie geneigt seien, die Ehe einzugehen.

Diese Gruppe hielt sich getrennt. Die Mädchen hatten ihre besten Kleider an, und die Burschen trugen neue Wämser. Zuworderst stand der junge Urfar mit seiner Hilta. Sie waren soviel wie versprochen und wollten auf den Winter Hochzeit machen. Die stämmige Hilta sah in ihrem blauen Kleide von gutem Tuch stattlich aus und gesund wie ein Jakobiapfel. Sie hielt mit dem rechten Arme ein großes Bündel von Heilkräutern zusammen: Scharfgarbe und schwarzes Bilsenkraut, Johanniskraut und Fenchel. Ihr Gesicht glänzte vor Vergnügen, indes ihr voller Arm mit Mühe die Fülle der Kräuter zusammenhielt; es schien so ein übergroßer Strauß, den der Armel wie ein blaues Band umschlang und der den blühenden Busen der jungen Magd ganz verdeckte. Die Blätter waren noch frisch und grün, da sie erst heute morgen gesammelt worden waren; nur das Johanniskraut hing welk und verdorrt herab. Hilta hatte es schon in der Johannisnacht gesucht, da es so heilsamer war und besonders auch als Bannungsmittel gegen Hexen und Teufel besser wirkte.

Die wilden Burschen waren heute sanft wie Schafe und ließen sich von ihren Schönen willig hin- und herdrehen. Die Mägde zausten an den widerspenstigen Haaren der Knechte. Die Burschen waren alle sauber gewaschen, ganz besonders sauber, und wenn sich die Mädchen mit ihren Haarschöpfen plagten, die nicht glatt werden wollten, obschon sie von Wasser triefen, so lächelten sie sanft. Selbst der starke Urfar lächelte, und wie er so da stand in der Morgensonne, während die junge Hilta auf den Zehenspitzen stehend eifrig mit dem

linken freien Arme sein Wams zurechtzupfte, sah er aus wie ein großes Kind.

Endlich schien alles fertig zu sein. Die Burschen steckten ihren Mädchen Blumen in das Haar. Dann schritten sie langsam und sittsam, je zwei und zwei, durch die andern Schloßleute über die Höfe und durch das äußere Tor, vor dem die Kirche stand. Die Höfe leerten sich so allmählich, und es blieb nichts zurück wie die helle Morgensonne, die an den verwitterten Giebeln glühte, die grauen Mauern weiß verklärte und über die im Hofe sprossenden grünen Grasbüschel hinsirrte. Es ging ein leises Lüftchen. Die junge Mauerbuche zitterte, und die grüne Schloßlinde, in deren untern schattigen Blätterhallen noch der Frühtau glänzte, rauschte leise, als freue sie sich über all die jungen gesunden Menschen, die so kräftige Glieder hatten und so fröhliche Herzen.

Ja, gesunde Menschen mit fröhlichen Herzen! . . . Hamann sah in den Hof hinunter, der in der hellen Morgensonne fröhlicher schien. Er schaute auf die grüne Linde, die sachte rauschte im Morgenwind, als singe sie ein Lied. Und wenn die Blätterhügel sich trennten, erschienen schattengrüne Blättertäler, die von rauschenden Blättern gefüllt sich wieder schlossen zu welligen Hügel, die mit schön geschwungenen Linien und rhythmischen Bewegungen nach dem Gipfel strebten. Hamann sah das mit glänzenden Augen, und seine Brust, die in den letzten Wochen breiter geworden war, füllte sich mit einem sonnigen Glücksgefühl, und seine Glieder reckten sich. „Du, du Natur!“ murmelte er, indem er über die fernen langgestreckten Felder schaute, die wohl in der Sonne ruhten. „Du, du Natur, wie bist du so schön!“ — Das war sein Gebet, das er seit der Johannisnacht immerfort betete, stammelnd betete. Er konnte nicht mehr sagen; allein sein Herz war voll Dankbarkeit, voll ungelöster Fragen, deren Antwort er nicht sagen konnte, die er aber mächtig empfand. Ja, die Natur war groß, war schön, und alles, was groß und schön ist und mächtig, ist heilig. . . . Er dachte an die vergangenen Wochen. Und was all den andern, selbst der Herrin, als ein Wunder erschienen: sein Frohsinn, seine sich weitende, starke Brust und seine Glieder, die kräftiger wurden und blühten, wie ein junger Baum im Frühling — das war ihm alles klar.

Er lächelte und sann über die seit der Johannisnacht vergangenen Tage nach. Sie waren alle fröhlich gewesen, voll Sonnenschein. Er hatte täglich die Fluren durchstreift und sich gefreut über die kunstvolle Mannigfaltigkeit der Gräser, die Schönheit der Blumen und über die fatten Felder mit ihrer reichen Fülle. Er war zärtlich gesinnt gewesen und jedem Käferchen sorglich ausgewichen, um es nicht zu vernichten. Dann war er weitergegangen, bis an den finstern Kohlsirft hinauf. Er hatte erst etwas wie Furcht empfunden vor der dunkeln grünen Nacht des Waldes, der mit seinen schweigenden mächtigen Bäumen so unergründlich tief und geheimnisvoll erschien. Dann war er an einem sonnigen Tage doch hineingegangen. Und der Wald schien ihm ein großer Dom. Aus der Ferne, irgendwoher, kam ein leises Wispern, ganz heimlich, das plötzlich anschwellte, bis ein mächtiges Rauschen durch die Wipfel fuhr. Und es roch dann so nach Moos und Pilzen in den feuchten Gründen, und es schien, als pflühten die alten Bäume schweratmend eine belebende, kräftige Luft von sich.

Er war auch manchmal mit dem alten Rieger auf das Feld gegangen, und wie der Alte auch wehrte, er hatte kräftig zugegriffen und war nie müßig gestanden. Dann hatte ihn wohl die Herrin, die ihn so oftmals traf, mit sonderbar großen Augen angesehen, und der alte Rieger hatte knurrend seinen Bart gekrazt und in die Sonne geblinkt. Aber gestern, als Hamann aus lauter Uebermut über einen Pferderücken sprang, da hatte der Alte so laut gemurrt, daß Hamann ihn fragend ansah.



Studie zu Gottfrieds „Aurt von Koppigen“
von Rudolf Minger, Bern.

„Herr, Herr!“
sagte da jener
und wischte sich
das Auge, in das
wohl eine Mücke
gefliegen sein
mochte. „Herr,
Herr! Bleibt bei
uns... Ja—a...
Seht, Ihr seid zu
schade für ein
Mönchlein...“

Soweit war
Hamann in sei-
nem Gedanken-
gang gekommen,
da störte ihn der
Klang der Glocke,
die in der nahen
Kirche geläutet
wurde. Die Glocke
war sehr klein,
und ihr Ton erin-
nerte an das Bel-
fern eines kleinen
Kötters. Aber an
diesem schönen
Morgen, in die-
sem flutenden
Sonnenlicht klang
es fröhlich, so

fröhlich, daß es fast lustig gewesen wäre, wenn nicht die Feierstille, der ruhige Hof und die träumenden, sonn-
übergossenen Häuser gewesen.

Eine Tür ward geschlagen. Dann rief die Herrin vom Gange her aus der offenen Tür ihrer Kammer: „Hamann, seid Ihr gerüstet?“

„Gewiß, Herrin!“ antwortete Hamann. Er trat vom Fenster zurück und schritt hinaus. Da stand die Herrin im braunen Rahmen ihrer Kammertür. Sie schien schön wie eine Madonna in ihrem blauen Kleid und dem weißen, von den vollen Schultern sanft zur Erde fließenden Mantel, während die sonndurchglänzte Kammer, in der die Sonnenstäubchen tanzten, eine Folie von Gold bildete.

Sie schritten die gewundene Stiege hinab in den Hof. Und als sie in das helle Sonnenlicht hinausstraten, sahen sich beide an. Beide waren schön und stark, und in ihren Augen lag eine ruhige, sonnige Helle. Sie ordnete mit sorglicher Frauenhand sein Ordenskneid, das sich verschoben hatte. Dann schritten sie über den Hof. Sie ging mit weichen Schritten wie eine fromme Herrin. Aber er mühte sich umsonst, ihren bescheidenen Gang einzuhalten, und wie er mit starkem Schritt an ihrer Seite ging, schien er eher ein kraftvoller Jungherr zu sein denn ein demütiger Ordensmann.

Die Kirche stand außerhalb der eigentlichen Burgmauer, da sie zugleich die Pfarrkirche der umliegenden, dem Haus Zulach verpflichteten Dörfer war.

Die Kirche war sehr einfach gebaut. Der Kirchhof, der gleich daneben lag, war klein, und er schien sich ordentlich zu ducken, um sein Plätzchen zu behaupten und nicht den steilen Felsenhang hinunterzufallen, der die eine Seite des Kirchhofs und der Burgmauer abschloß.

Die Kirche lag ruhig da. Die weißen Mauern schimmerten friedlich und verschlafen in der Augustsonne. Das kleine Glöckchen auf dem winzigen Turm schwieg. Aber wenn die Sonnenschauer darüberhinsfirteten, schien es nochmals auszuklingen, und ein leises Summen ging durch die warme Luft.

Hamann und Barbara schritten an der großen Kirchentür vorbei, die, aus starken, wetterbraunen Bohlen zusammengefügt, sehr dauerhaft schien. Sie war geschlossen; indes durch eine Ritze drang ein dumpfes Gemurmel. Die beiden gingen um die Kirche herum bis zu einer kleinern Türe, die zur Sakristei führte. Der alte Rieger, der wartend vor der Tür stand, öffnete. Sie traten ein. In dem kleinen Raum, der außer einer großen Eichentruhe ohne jedes Möbelstück war, stand der Pfarrer im goldenen Meßgewand und mit einem silbernen Kelche in den Händen. Hinter ihm sah man drei Knaben in weißen Chorhemden; zwei trugen brennende Kerzen, während der dritte ein zimmernes Rauchfaß schwang. Die zwei ersten vergnügten sich hinter dem breiten Rücken des Geistlichen damit, daß sie versuchten, sich gegenseitig die Lichter auszulöschen, indessen der dritte den Rauch des Weihfassens nach vorn trieb, den Burschen unter die Nase, sodas sie husten mußten. Beim Eintritt der Herrin hielten alle drei plötzlich inne. Sie standen steif und hatten rote Köpfe.

Die Herrin sah freundlich nach dem Priester, der ehrfürchtig grüßend zurücktrat. Der kahle weißgetünchte Raum war so eng, daß all die Menschen kaum darin

stehen konnten, besonders, da Vater Hieronymus, der Pfarrer von Laufen, dick war wie eine Tonne. Er lächelte immer noch mit seinem runden Gesicht und seinen fröhlichen blauen Augen, als die Herrin fragte: „Wir kommen doch nicht zu spät, wie?“

„Ach nein,“ sagte er immer noch lächelnd und so weit zurücktretend, daß sich die Meßknaben auf die Zehen reckten, um nicht erdrückt zu werden.

„Und die Predigt?“ fragte Hamann.

„Ja, die Predigt,“ murmelte Vater Hieronymus verlegen. Er bekam plötzlich einen ganz roten Kopf und hustete so stark, daß zur Freude der Huben eine Kerze erlosch. „Ich sagte es schon der Herrin, es geht nicht. Seht, Herr, die Leute hier sind anders wie in der Stadt! Ihr sagt, man muß die Natur predigen? Ihr wollt es heute tun?“ Er lächelte gutmütig. „Sie Heide . . . Ja, von Gott muß man predigen und von der Hölle . . . Recht stark! Natur! Das ist ja schön; aber die Leute verstehen das nicht . . . Nein, verstehen das gar nicht . . .“ Er sah unruhig nach der Herrin, die auf die Kirchentür zuschritt.

„Ich glaube selbst, Hamann . . . ja . . . Das verstehen die Leute nicht!“ Aber Rieger, der hinten an der äußern Tür stand, begann plötzlich ein lautes Gebraun, und als alle herumsehenden, sagte er mürrisch: „Verstehen das nicht . . . Ja—a, leider nicht! Aber die Natur, das ist auch so eine Art Kirche, sag' ich.“

Hamann folgte der Herrin langsam nach. Bei der Tür wandte er sich nochmals um und sagte freundlich zu dem Priester: „Ihr mögt recht haben, Vater Hieronymus! Ich begreife es nun selbst.“

Der Priester atmete auf. Die Herrin, die schon vorn an der Chortüre stand, sagte leise: „Nun kommt, kommt! Es ist hohe Zeit.“

Sie traten in die Kirche hinein, wo sie in den hohen, schöngeschnitzten Chorstühlen von schwärzlichbraunem Eichenholz Platz nahmen. Jetzt ertönte eine Klingel, worauf der Priester mit den Ministranten aus der Sakristei kam und in feierlichem Zug an den Altar trat. Er küßte mit einer tiefen Verneigung den heiligen Stein, vor dem er dann knien blieb, die Eingangsgebete murmelnd.

Die Kirche war dicht gefüllt von Bauern aus den nahen Dörfern und den Schlossleuten. Im Schiff waren eine Anzahl Bänke, in denen die Menschen enge ineinander standen. Die Bänke waren alt und schlecht gefügt, weshalb sie, wenn ein Bauer sich juckte oder herumsah, immer knarrten. Auch in den Gängen standen die Gläubigen dichtgedrängt bis vorn an den Chor, der durch zwei ausgetretene Stufen vom Schiff getrennt war. Diese Stufen blieben nun ganz verschwunden unter den Heilkräutern, die darüber haufenweise aufgeschichtet waren, damit sie gesegnet werden konnten. Die Kirche war nicht sehr hoch, und an der Decke trat das braune Balkenwerk zu Tag. Die Wände dagegen waren schön geweißt. Sie waren so weiß, das sie ordentlich leuchteten. Sie erhellten die Kirche, die etwas dunkel schien, da alle Fenster aus Schweinsblasen hergestellt waren. Nur vorn, im Chor, war über dem Altar ein Fenster von Glas. Dieses kostbare Glasfenster hatte die Herrin gestiftet zum Angedenken an ihren verstorbenen Gemahl, Herrn Heinrich von Fulach.

Im Schiff der Kirche stieg eine drückende Hitze auf. Der von der Menge ausgepustete Atem drang in rauchenden dichten Schwaden an die gebräunte Holzdecke empor, vermischt mit einem durchdringenden Geruch von Dünger und dem dunstigen Schweiß der Menge. Aber der Chor war schön lustig, und in den vier hohen, hartholzeschnitzten Chorstühlen, die für die Edeln vom Schloß bestimmt waren, konnte man gemütlich schlafen.

Der Priester hatte den Kelch in die Mitte des Altars gestellt. Ein Ministrant kam aus der Sakristei mit einem großen Meßbuch, das er auf die linke Seite des Altars trug. Dann verbeugte sich der Priester, nachdem er die Altarstufen hinuntergestiegen, unten nochmals. Ein Meßknabe reichte ihm einen Weihwasserwedel. Während die Meßdiener das „Adsparges me“ sangen, trat der Priester langsam bis an die Chorstufen vor und segnete, den Wedel kräftig schwingend, das Volk. Die Hintenstehenden wippten auf die Fußspitzen, um noch einige Tropfen des geweihten Wassers zu bekommen. Einige, die das „Adsparges me“ ebenfalls konnten, sangen laut mit, stolz darauf, lateinisch singen zu können.

„Miserere mei, deus!“ sang eine verlorene Stimme, worauf alle laut einfielen: „Secundum magnam misericordiam tuam . . . Gloria patri . . .“

Während der Priester wieder zum Altar zurückging, begann wieder die verlorene Stimme mit langen, durch die Nase gezogenen Tönen: „Adsparges me . . .“ und die andern fuhren fort: „Domine hysopo et munda-bor . . .“

Hamann kniete in seinem Chorstuhl, der etwas hinter dem der Herrin stand. Er mühte sich umsonst, mit seinem alten heiligen Eifer der Liturgie zu folgen. Die heiligen Schauer, die ihn bei den dunkeln Gesängen der Mönche in den hallenden Räumen des Klosters Allerheiligen erfaßt hatten, blieben aus. Der Raum war hier so eng, und die Leute sangen schlecht. Die Sonne, die durch die Fenster drang, zerstreute ihn. Er dachte an die Wiesen und Felder draußen, die sonnüber-gossen, grün und gelb und braun, bis nach dem dunkeln Wald sich hinzogen . . . Ja, der grüne Wald!

Doch, das war ja auch ein Gottesdienst. Er nahm sich zusammen und schaute aufmerksam nach



DIESCHWEIZ
15227.

Studie zu Gotthelfs „Sturt von Koppigen“
von Rudolf Minger, Bern.

dem Altar, wo der Priester, die Hände ausbreitend, stehend betete:

„Ostende nobis . . .“

Und er antwortete laut: „Et salutare tuum da nobis.“

Die Herrin lag inbrünstig betend auf den Knien. Und wie sie die klare Stimme Hamanns hörte: „Et clamor meus ad te veniat!“ da quoll etwas Warmes in ihrem Herzen auf. Sie dachte, ja, sie dachte eigentlich

nicht mehr an die Kirche. Sie schlug plötzlich voll Angst die Hände vor das Gesicht und betete . . . betete . . .

Indessen murmelte der Priester mit montoner Stimme das „Exaudi nos, domine sancte . . .“ und Hamann, eingeschläfert durch das Gemurmel, müde von der Anstrengung, gab den frommen Kampf auf und dachte an den Wald, dachte, an was gerade seine Gedanken denken wollten . . .

(Fortsetzung folgt).

Zur illustrierten Neuauflage von Gotthelfs „Kurt von Koppigen“.

Es entspricht ganz unserm schematisierenden Ordnungsgeiste, daß man den historischen Erzählungen Gotthelfs ein gewisses Mißtrauen entgegenbringt, dem man dadurch Ausdruck gibt, daß man sie nicht liest. Man hat nun einmal unsern großen Bernerdichter unter die Volksschriftsteller und Sittenschilderer des neunzehnten Jahrhunderts rubriziert und zum Darsteller bernischen Bauerntums gestempelt. Deshalb wird alles, was nicht unter diesen Titel paßt, von vornherein als „Ausnahme“ scheinbar angeschaut, und oberflächliche Kritik hat längst herausgefunden, daß das Historische und Sagenhafte Gotthelf nicht liege. Daher kommt es wohl, daß der „Kurt von Koppigen“, 1844 zum ersten Mal im Druck erschienen, bis vor kurzem eines der wenigsten gelesenen Werke des Dichters geblieben ist. Mit Unrecht; denn in Wahrheit ist es ein Kleinod historischer Erzählung. Weniger aus wissenschaftlich genauen historischen Kenntnissen als einem intuitiv feinen Verständnis für die wilden Zeiten des Faustrechts heraus entstanden, ist der „Kurt von Koppigen“ zu einem meisterhaften schweizerischen Kulturbilde aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geworden. Ohne sich um Kostüm und historisch-dekorativen Kleinrammsonderlich zu sorgen, hat Gotthelf, von dem Gedanken ausgehend, daß das Menschenherz sich im Wandel der Zeiten für und für gleich bleibe, seine urwüchsigen Bernergestalten, wie er sie kannte und kraftvoll schuf, mit kühnem Griff in eine wilde Vergangenheit zurückversetzt und im Lichte jener Zeit neu gebildet. Er vermied dabei sogar in dieser Erzählung das beliebte Requisite historischer Romanschreibung, durch das Hereinragen großer geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten der Erzählung einen mächtigen Hintergrund und Wichtigkeit zu geben. Dafür aber haben wir auch keine Theatereffekte, kein Kulissen- und Kostümwesen, sondern wahres, warmes und unmittelbares Leben. Wie ein unbeholfener, heißblütiger, plumpstarker, übrigens gutgearteter Kerl durch allerlei Dummheiten und Wirrnisse hindurch endlich doch zum Guten geführt wird, das ist etwa der Inhalt dieser Geschichte. Freilich ist es scheinbar ein gewalttames äußeres Ereignis — das Erscheinen der wilden Jagd in jener grauenvollen Christnacht — was Kurt endlich rettet und auf den guten Weg zurückführt, jedoch nur scheinbar. Diese Entwicklung der Geschichte ist von Anfang an in dem Charakter des Helden vorgezeichnet, den Gotthelf mit seiner wuchtigen Gestaltungskraft und feinen Seelenkenntnis meisterhaft schuf. Kurt ist das ungeschlachte, naive Kind einer rohen Zeit; aber zugleich ist ihm auch die echte Bernernatur eigen, die schwerflüssig derbe Art des Oberaargauers; im Grund ein gutmütiger, feuriger Mensch, mit der Natur verwachsen, aber unbeholfen, trotzig, der nicht zu reden versteht, sich selber und andere schlecht begreift, der, seines Tuns halb unbewußt, im wilden Treiben der Strauchdiebe und Mordgesellen mitmacht, der aber die schlechte Gesellschaft in dem Augenblick aufgeben wird, da er einsieht, daß er unter Schufsten der Betrogene ist.

Ein Werk wie aus einem Guß geschaffen ist der „Kurt von Koppigen“, groß angelegt und herrlich ausgerundet, von einer Selbstverständlichkeit der künstlerischen Gestaltung und einer vornehmen Schlichtheit der Komposition, wie wir sie in andern Werken Gotthelfs nicht so leicht finden werden, und dabei spricht sich gerade hier trotz dem wilden, gelegentlich grausamen Stoff die humorvolle Art des Dichters in köstlicher Behaglichkeit aus.

Dem Bemühen einiger Gotthelfkenner in Bern und ganz

besonders der Opferwilligkeit eines ungenannten bernischen Kunstfreundes ist es zu verdanken, daß dem „Kurt von Koppigen“ nun endlich die verdiente Würdigung zugekommen und das Werk dem Publikum nahegebracht worden ist durch eine Neuauflage mit künstlerischem Buchschmuck*). Wir sagen absichtlich „Buchschmuck“, weil sich mit dem Worte „Illustration“ so leicht der Begriff einer selbständig neben der Erzählung hingehenden Darstellung der Handlung in Bildern verbindet. So aber hat unser Bernerkünstler Rudolf Mürger seine Aufgabe glücklicherweise nicht aufgefaßt. Ganz in der Art des mittelalterlichen Buchschmuckes fließen seine in vornehmlichlicher Flachbehandlung gehaltenen Zeichnungen, den Text anspruchslos begleitend und den Letternsatz glücklich schmückend, in die Erzählung ein. Auf diese Weise hat uns Mürger gegeben, was der Illustrator des „Kurt von Koppigen“ allein geben durfte und mußte: es gelang ihm, wie Otto von Greyerz in seiner feinsinnigen historisch-ästhetischen Einleitung zu dem Buch sagt, der Phantasie des Lesers, dem Gotthelfs knappe Andeutungen so viel überlassen, auf den rechten Weg zu helfen, das historische Kolorit getreu zu ergänzen und die Charaktere, die der Dichter durch Handlung zeichnet, durch sorgfältig ausgearbeitete Figuren zur Anschauung zu bringen. Dazu war freilich Rudolf Mürger, der Künstler dekorativen Stils, der Kenner mittelalterlichen Kostüms, bernischen Volkstums und Gotthelf'schen Geistes ganz besonders geeignet. Seine an humoristischen und poetischen Einfällen reichen Zierleisten und Initialen, seine in markig einfacher Darstellung gegebenen realistischen Figuren reden von einem außerordentlich feinen Verständnis für den Geist des Dichters, dem der Künstler in kongenialer Weise zu dienen versteht.

Die hier wiedergegebenen Skizzen, Studien zum „Kurt von Koppigen“, geben uns ein erfreuliches Beispiel der Charakterisierungskunst und kräftig sichern Linienführung Mürgers. Es liegt eine herbe, zielbewußte Art in diesen raschen, nach der Geraden hinstrebenden Linien, die in der Tat an die sicher treffende, kräftig zugreifende Weise unseres großen Bernerdichters erinnert. Die auffallend plastische Herausarbeitung des Körperlichen in diesen Studien aber wirft ein besonderes Licht auf den Takt des Künstlers, der sich im Buchschmuck auf die anspruchslose flächenhafte Konturenzeichnung zu beschränken wußte. Die dargestellten Menschen, Gestalten aus dem niedern Volke mit unedeln Gesichtszügen, aber stark und stolz gewachsenen Leibern, verleugnen übrigens ihre nahe Verwandtschaft mit dem Menschenschlag des Gotthelf'schen Landes durchaus nicht. Diese Bauerndirne, dieser Knappe im mittelalterlichen Gewand stehen einer Berner Bauernmagd, einem Bauernknecht unserer Tage ungefähr so nahe, wie die Gestalten des „Kurt von Koppigen“ den Annebäbi, Joggeli und Mädi in Gotthelfs Zeitromanen.

Besser jedoch als alle Worte wird unsere Kunstbeilage, der Dreifarbedruck nach einem Aquarell des Künstlers, dem Leser zeigen, welche Auffassung Mürger von dem Helden der Erzählung hat und wie er es versteht, eine kleine Epifone — Jürgs, des „hausstreuen“, im Dienst der „räb resoluten“ Grimhilde ergrauten Knechts Erzählungen von alten Heldentaten — künstlerisch auszudrücken und dekorativ darzustellen. M. K.

*) Kurt von Koppigen von Jeremias Gotthelf. Mit Bildern und anderm Buchschmuck von Rudolf Mürger. Bern, Verlag von Neumann & Zimmermann, 1904.